

Thierry

Thierry, der älteste Sohn des Schlossherrn, ist ein "etwas anderer" junger Mann, "anders" jedenfalls "als die anderen". Seit seiner Kindheit begehrt er gegen jede Form des traditionellen Unterrichts auf. Mit zwanzig beherrscht er noch immer nicht die Grundkompetenzen Lesen, Schreiben, Rechnen. Nur die Religion vermag in ihm ein gewisses Interesse zu erwecken, eine Art Neugier, vielleicht den Wunsch nach Erhebung. Die Einsamkeit vorziehend, lebt er in Distanz zu den seinen: Bewusst vermeidet er jeden direkten Kontakt mit den Mitgliedern seiner Familie und verzichtet auf die Vorteile, die ihm von Standes wegen zustehen. Die Welt, die seinem Wesen entspricht, ist die Natur; sein ureigenstes Element ist der Wald, in dem er ganze Tage verbringt und in dem er völlig aufzugehen scheint. Außer seiner Hündin und seinen Freunden (seinen ewig treuen Begleitern) betrachtet er die wilden Tiere als dem Menschen ebenbürtige, "göttliche Kreaturen". Sobald die Nacht hereinbricht, schleicht er sich – einem dahergelaufenen Rüpel gleich – in sein Elternhaus und nimmt in Gegenwart der Dienstboten, der sogenannten "kleinen Leute", sein Nacht Mahl ein. Sein Vater, über dieses asoziale Verhalten vergrämt, macht den Sohn zum Wildhüter seiner Ländereien: "Mit der Schrotflinte sieht er wenigstens nicht so ungehobelt aus." Bei einer seiner Waldtouren begegnet Thierry einem Wilderer. Erstaunlicherweise vermag gerade diese zufällige, unerwartete Begegnung Thierrys Verstockung aufzulösen und den in ihm schlummernden menschlichen Kern zu erwecken. Wird der junge Mann sich nun in die für das gesellschaftliche Zusammenleben unabdingbaren Regeln des Anstands und der Moral einfügen?

Thierry Fauvaux

THIERRY

NIEMAND HATTE IHM JE DAS LESEN BEIBRINGEN KÖNNEN, doch keiner kannte den Wald und die darin lebenden Bewohner besser als er. Stunde um Stunde stand er am Rande des Weihers und schaute den Forellen, den Wildenten und den Libellen beim Leben zu: so unbeweglich, so stillschweigend, dass die Tiere seine Gegenwart kaum wahrzunehmen schienen. Vielleicht wussten sie auch, dass dieses Wesen auf der Lauer, dessen Augen allein sich in den Blättern bewegten, ihnen ähnlich war und sein Gewehr keine Gefahr für sie darstellte. Er selbst hätte es nicht für nötig befunden, sich mit einer Waffe auszurüsten. Doch sein Vater hatte, als er ihm die Aufsicht des Waldgrundstücks anvertraute, von den Gefahren gesprochen, die dort lauerten, von der Notwendigkeit, sich Respekt zu verschaffen, und schulterzuckend in einem Murmeln hinzugefügt: "Mit der Schrotflinte wirkt er wenigstens nicht so ungehobelt." Der Junge konnte schießen wie kein anderer. Er war kaum dreizehn, als er, früher als seine Brüder, seinen ersten Rehbock erlegte; als er aber des Tieres gewahr wurde, das sich im heißen Todeskampf wand, flüchtete er in den Wald und erstickte damit den Funken Hoffnung, den er gerade entfacht hatte. Es war der Sommer, in dem ein Seminarist seine Ferien damit zubrachte, ihn auf die heilige Kommunion vorzubereiten. Dieser Hauslehrer war, genauso wie alle anderen, daran gescheitert, ihm die wichtigsten Rechtschreibregeln und die vier Rechenoperationen beizubringen, doch seine geliebten Litaneien blieben nicht ohne Wirkung auf den Jungen, der sie nach Art eines Abzählreims wiederholte: "Die Tiere sind, genau wie wir, Kinder Gottes. Den Kindern Gottes darf man nichts Böses tun. Es ist nicht schlimm zu sterben; wer stirbt, ruht bei Gott. Gott will, dass seine Kinder einander lieben. Lieben bedeutet Gutes tun." Der Pfarrer des Dorfes hatte den Seminaristen gefragt:

"Kann er sich die eucharistische Realpräsenz überhaupt vorstellen?"

"Sagen wir es so, er ist unfähig sich vorzustellen, dass irgendetwas dagegensprechen könnte."

Der Pfarrer seufzte:

"Sei's drum, er möge zur Kommunion gehen. Welch' Kreuz für seinen armen Vater!"

"Sollte man nicht eher ihn bemitleiden?"

"Warum? Es fehlt ihm nichts."

"Wer kann schon sagen, was ihm fehlt? Weiß er es denn selbst?"

Das Kind weinte, als sich der junge Mann verabschiedete: "Sie kommen doch wieder, Herr Priester?" Der Priester kehrte im darauffolgenden Sommer zurück und sah sich einem Erwachsenen mit breiten Schultern gegenüber, dessen stummer Blick etwas Verwirrendes hatte. Sein Aufenthalt war zu kurz, als dass er die Verstockung hätte aufbrechen können, die durch die einjährige Trennung bewirkt worden war. Danach hatte man ihn nicht mehr eingeladen. Doch Thierry hatte die süßen Worte nicht vergessen und sprach sie vor sich hin, während er im Wald unterwegs war: "Ich habe die böse Elster getötet. Den Kindern Gottes darf man nichts Böses tun. Die Elster hat dem Kiebitz die Eier weggefressen. Gott will, dass alle seine Kinder einander lieben ..."

Er selbst mochte nur die Pflanzen und die Tiere. Mit dem ihm eigenen Sachverstand nahm er Baumschnitte vor, dünnte die Pflänzchen aus und sorgte sich um die Gärtnereien. Durch sein Schweigen verschaffte er sich bei den Arbeitern mehr Respekt als durch jede Ermahnung. Er war ein leidlicher Verwalter, sofern er nicht an zeitliche Zwänge gebunden war. Er kannte jeden Baum, jede Lichtung, und stellte tausend Überlegungen an, allerdings auf seine eigene Art und Weise, ohne seine Einfälle bis zum Ende durchzudenken. Seine Gedanken entflohen ihm wie wendige Tiere, die plötzlich

aus dem Gestrüpp hervorspringen. Zuweilen hatte er, wenn er lange genug auf der Lauer gesessen hatte, den undeutlichen Eindruck, dass sein Warten nicht dem Wiesel oder dem Fasan, sondern ihnen galt, von denen er hoffte, sie in ihrer Flucht aufhalten zu können. Er saß dann reglos da, bis der Hunger ihn ans Aufbrechen gemahnte. Manchmal kam er völlig durchnässt nach Hause, ohne bemerkt zu haben, dass es regnete, in ekstatischem Entzücken über die Melodie der Regentropfen auf den hohen Blättern und über das platschende Nass, das an den Farnen und Klettenbüschen niederrann, ein Prasseln wie durch tausend anschwellende Venen um ihn herum.

Besser als jeder andere konnte er die Tageszeit anhand der Länge der Sonnenstrahlen bestimmen, aber die Sprache der Uhren kannte er nicht. Da er unregelmäßig nach Hause kam, nahm er nur so viel Geld mit, wie er für eine Mahlzeit in der Herberge brauchte, wo er aber nur selten einkehrte. Er aß, wann immer es ihm passte; häufig im Arbeitszimmer, wenn die Tischgesellschaft bereits den Kaffee im Salon einnahm; oder in der Küche; zuweilen auch im großen Esszimmer mit den anderen Familienmitgliedern. Sein Vater ließ nie nach ihm rufen. Er selbst zog die Gesellschaft der Diensten vor, und auch sie mochten ihn, nicht etwa, weil er mit ihnen vertraulich gewesen wäre, sondern aufgrund seines stets unterschiedslosen Verhaltens sowohl ihnen als auch Personen seines Standes gegenüber. Seine Reserviertheit beruhte auf Verschwiegenheit, nicht auf Distanz. Mit Freude nahmen sie wahr, wie er, verdreckt und durchnässt, von seinen Unternehmungen zurückkehrte, sich mit Heißhunger auf die warme Suppe stürzte, riesige Fleischschnitten vertilgte, den Käse unter Zuhilfenahme seines Daumens auf das Stück Brot drückte und eigenhändig der Hündin eine Mahlzeit zubereitete: "Friss, meine Süße, friss, mein schönes Mädchen, ich habe alles rein getan, was du magst. Gottes kleine Kreatur. Lieben heißt nähren." Die Köchin sagte ihm: "Herr Thierry, wir gehen tanzen. Wenn Sie spät nach Hause kommen, dann stehen in der Speisekammer ein halbes Hähnchen und ein Stück Kuchen bereit. Sie kommen doch alleine klar?" Er lachte: "Ich brauche schließlich keinen Lakaien. Solange Sie Bella nicht vergessen ..." Und er huschte, den Magen gesättigt, den Korridor entlang, horchte einen Moment, um sicher zu gehen, dass er seine Neffen nicht antreffen würde. Sie heckten Streiche gegen ihn aus oder sie begegneten ihm, durch Schimpftiraden ermahnt, mit übertriebener Furcht. Allzu oft erkundeten ihre Mütter jeden Winkel ihrer kleinen Gesichter, zitternd ob der Entdeckung einer Ähnlichkeit mit dem seltsamen jüngeren Bruder. Von Kindern, anders als von Tieren, mochte er nicht glauben, dass sie ebenso viel Anteil an der göttlichen Unschuld haben könnten. Gottes Kreaturen, Gottes grausame kleine Kreaturen. Durch die Stille mit sich versöhnt, ging er lautlosen Schrittes, von der Hündin dicht gefolgt, auf sein Zimmer hinauf, das oberhalb des als Küche dienenden unteren Saals gelegen war. Dieses führte auf einen Balkon, an dem sich die Sprossachsen eines alten Blauregens rankten. Von der Außenseite des Schlosses gelangte man in drei Sätzen in den Wald. Thierry stieg oft durch das Zimmerfenster hinunter, weil er sich dadurch den Gang durchs Haus ersparte. Sein Vater nahm dies dankbar zur Kenntnis.

Wenn die Hündin ihn an diesem Augustmorgen in den Wald begleitet hätte, wäre nichts geschehen. Sie hatte in der Nacht zuvor geworfen, und er hatte ihr zärtlich mit seinen langen und gewandten Händen die Flanken massiert. "Halt durch, meine Hübsche, halt durch, kleine Schwester ..." "Er könnte Tierarzt sein, aber hierfür müsste er studieren ..." "Wie viele wir behalten sollen? Alle. Wenn Bella nicht genug Milch hat, ziehe ich sie mit der Flasche auf. In den Stall verlegen? Nein, besser auf mein Zimmer, in einen Korb." Als er sich erhob, folgte ihm der traurige Blick der Hündin, die – über seine Freude enttäuscht – winselnd stöhnte und sich bald wieder zu ihren Jungen legte. Er stieg über den Balkon, hängte sich an eine Sprossachse und glitt hinüber zum Wald; er war dabei so ausgelassen, als sei ihm gerade ein besonderer Schabernack eingefallen. Er liebte Bella, spürte aber undeutlich, dass sie an eine

Welt angepasst war, die nicht die seine war. Dieses Geschöpf Gottes, wie konnte es so bereitwillig die eigenen Brüder verraten und den Menschen dienen? Wenn er den Wald durchstreifte und die Baumstämme markierte, die abgeholzt werden mussten, dann folgte sie ihm mit grenzenloser Freude. Ungleich schwerer fielen ihr die unendlich langen Pausen, die er ihr auferlegte, um Dinge zu beobachten, die sie schon nicht mehr verstand. Und zuweilen träumte sie dunkel von einem Jägermeister, dem sie hätte zu Diensten sein können. Wenn es etwas gab, was er Bella hätte vorwerfen wollen, dann ihre blinde Vertrauensseligkeit gegenüber den taktischen Berechnungen der Menschen. Ohne sie fühlte er sich so frei wie ein Schulkind in den Ferien.

Der sonnenglitzernde Weiher war voll von brummenden Lebewesen, deren Stimmen sich unter den Singsang des Wasserfalls mischten. Der Junge ging im angrenzenden Dickicht in Deckung, um Wasserhühner zu beobachten, und blieb dort sitzen, einsam kauernd – inmitten dieser kleinen Lebewesen, die sein Starre-Zustand beruhigte. Er hörte ihn von weitem, seine vorsichtigen, leichten Schritte, die ihm immer näher kamen, und er wusste, dass es ein Wilderer war, noch bevor er seiner Erscheinung gewahr wurde. Der Mann blieb direkt vor ihm stehen, ließ den Blick über die Büsche schweifen und versenkte ihn einen Augenblick in den Augen Thierrys, ohne ihn jedoch wahrzunehmen. Seine Kleidung zeugte von Armut, genau wie sein Gesicht, in das sich kurze Bartstoppeln hineingebohrt hatten, die Nase gewölbt, die Augen nahliegend und voller Unruhe. Er stand direkt vor Thierry, jenen flüchtigen Tieren gleich, bei denen der Junge so viel Mühe aufwendete, um sie nicht zu erschrecken. Der Mann wartete, bis die Stille seine Befürchtungen zerstreut hatte, dann verschwand er im Unterholz. Als er wiederauftauchte, enthielt seine Jacke, die er sich unter den linken Arm geklemmt hatte, ein Bündel. Seine flüchtigen Augen durchkämmten erneut die Umgebung, doch die Angst, die aus ihnen sprach, war der Befriedigung gewichen, der Befriedigung eines Tiers, das soeben gefressen hat und auf der Hut bleibt.

Thierry hörte, wie er sich entfernte, die von ihm eingeschlagene Richtung übers Ohr wahrnehmend. "Erdiger Weg, getrocknete Blätter, Tannennadeln; er läuft zum Wald der Erhängten." Die im Gestrüpp aufgestellten Fallen hatte er schnell gefunden, und so folgte er – darauf achtend, sie nicht zu berühren – seiner Spur. Er erkannte das am Waldrand stehende Haus, in das er ihn eintreten sah. Es war eine ziemlich armselige Behausung, die dem Sägewerk angegliedert war.

Thierry konnte an nichts anderes denken als an dieses spitze und verängstigte Gesicht, das ihn an ein Tier einer ihm unbekanntes, geheimnisvollen Spezies denken ließ – geheimnisvoller als jede andere. An die Stelle der Flüchtigkeit seiner Gedanken trat nun ein bestimmtes Bild, das ihn völlig in Besitz nahm. Er kehrte am Tag darauf zum Gestrüpp zurück, doch es war niemand zu sehen; die Fallen waren unberührt. Am nächsten Tag stand er auf, als es draußen noch dunkel war, holte sich Brot und Speck aus der leeren Küche und stopfte alles in seine Tasche. Am Eingang des Waldes erlegte er einen Hasen. ("Thierry erlegt gerade einen Steinmarder oder eine Elster", murmelte einer seiner Brüder noch im Schlaf. "Ein Wildschwein wäre besser", entgegnete seine Frau lachend. "Meinst du? Er sagt, er legt nur grausame Tiere um. Als wenn nicht alle Tiere grausam wären! ... ") Er legte den Kopf des Tieres in eine der Schlingen, ging in die Hocke und verharrte in Wartestellung. Noch nie in seinem Leben hatte er sich einen so komplizierten Plan ausgedacht.

Die Sonne stand schon hoch, als er das Knacken von Ästen hörte. "Das ist kein Berufswilderer. Dafür ist er zu laut." Diesmal befand sich sein Versteck nur wenige Schritte von den Fallen entfernt. Beim Anblick des am Boden liegenden Fells ging ein Strahlen über das Gesicht des Mannes, und er streckte die Hände danach aus. Als er aber die blutende Wunde berührte, fuhr er hoch, warf einen entsetzten

Blick um sich und ergriff die Flucht. Thierry packte den Hasen an den Ohren und holte ihn mit einem Satz ein.

"Der ist für Sie, nehmen Sie ihn."

"Aber Monsieur, ich kann nicht. Die Jagdzeit hat noch nicht begonnen. Das bringt nur Schwierigkeiten."

"Dann bringe ich ihn vorbei. Mir wird man nichts sagen. Ich weiß, wo Sie wohnen."

"Monsieur, haben Sie die Fallen gesehen?"

"Sie sollten keine mehr aufstellen. Man wird Ihnen auf die Schliche kommen. Ich werde Ihnen so viel Wild geben, wie Sie wollen. Oder etwas anderes, wenn Sie möchten."

Er lief, den toten Hasen vor sich her schwingend, so schnell, dass der kleine Mann ihm nur mit Mühe folgen konnte. Mit stockender Stimme erging er sich in Entschuldigungen, obwohl niemand ihn darum gebeten hatte.

"Ich arbeite im Sägewerk. Um die Fallen kümmere ich mich in der Pause. Ich habe gerade genug Zeit, um kurz zu Hause vorbeizugehen. Ich esse im Gehen. Meine Frau freut sich so, wenn ich ihr ein Kaninchen bringe. Ich weiß, dass ich das nicht tun sollte. Ich werde es nie wieder tun, Monsieur, ich verspreche es Ihnen. Ich habe Hunger. Ich habe noch etwas Speck. Wir könnten zusammen essen."

"Ich habe aber nicht sehr viel Zeit."

"Wir werden schnell fertig sein."

Verblüfft sah die Frau ihren Mann mit leeren Händen zur Tür hereintreten, dicht gefolgt von einem Herrn mit leerem Blick, der ihr wortlos einen Hasen vors Gesicht hielt. Kaum war die Tür ins Schloss gefallen, hatte der Sägewerkarbeiter wieder Oberwasser. Hier war sein Heim, dieser Herd gehörte ihm, diese Frau mit den blonden Locken war seine Frau. Er durfte ihr Befehle erteilen. Sie würde den Speck braten, die Eier zerschlagen, den Kaffee aufsetzen und Eile walten lassen. Thierry aß mit ebenso viel Appetit an der Außenkante eines wackligen und nicht sehr sauberen Brettes wie bei sich zu Hause an dem robusten, mit Sand geschliffenen Küchentisch aus Holz. Er stand auf und wischte sich den Mund mit dem Handrücken ab.

"Danke, Madame, beim nächsten Mal bringe ich Wein mit."

Sie suchte in den Augen ihres Mannes nach einer Erklärung. Dieser war bereits ganz unruhig:

"Entschuldigen Sie mich, Monsieur. Ich muss zurück zur Arbeit."

"Ich gehe mit Ihnen. Auf Wiedersehen, Madame."

Erneut und nicht minder vergebens warf sie einen fragenden Blick um sich. Doch dann gab sie sich einen Ruck, griff nach der unausgestreckten Hand und rief:

"Sehr gern, Monsieur, die Freude ist ganz meinerseits, ganz meinerseits."

Am darauffolgenden Abend kam er wieder, in seiner Tasche zwei Weinflaschen und ein großes Stück Käse. Nachdem sie stillschweigend gegessen hatten, schlug der Gastgeber ein Kartenspiel vor, das er, vom Wein angeheitert, mit seinen Späßen befeuerte. Für Thierry wäre dies nicht nötig gewesen, und die kleine Frau hätte sich auch nicht als Dame von Welt aufzuspielen brauchen:

"Geleitest du den Herrn denn nicht zur Tür, Joseph?"

"Wo denken Sie hin? Auf Wiedersehen, Madame."

"Ich bitte Sie, nennen Sie mich nicht mehr Madame. Ich bin Monique, sagen Sie Monique, wie alle anderen auch."

Doch Monique hat er sie nie genannt.

Es verging kaum ein Tag, an dem er nicht zur Baustelle ging; um die Pausenbrotzeit nicht zu verpassen, befließigte er sich einer Art Genauigkeit. "Der Angelus hat geläutet; die Zinnien liegen im Schatten der Esche." Sein Ranzen war voll von leckeren Sachen: "Was Monsieur Thierry für einen Appetit hat! Und auf die Weinflasche kann er jetzt auch nicht mehr verzichten!"

Nachdem sie gegessen hatten, spielten sie mit den anderen Arbeitern Karten: "Trumpf, Übertrumpf, Untertrumpf." Er mochte es, wenn sie so miteinander verkehrten. Sobald die Pfeife des Aufsehers das Ende der Pausenbrotzeit ankündigte, verschwand er, wie er gekommen war, mit einer gleitenden Bewegung in den Büschen. Am Eröffnungstag brachte er zwei Rebhühner mit. "Monsieur, nur dieses eine Mal. Was sollen die anderen sagen?" Manchmal, wenn der Abend hereinbrach, kam er zu dem kleinen Haus und schmetterte ein Tier mit glasigen Augen auf den Tisch. Monique war viel zu geistesgegenwärtig, als dass sie ein Tier an der Türschwelle gerupft hätte; und wenn sie ein Kaninchen gebraten hatte, vergrub sie das Fell fein säuberlich bei Einbruch der Dunkelheit. Sie fand auch die rechten Worte, damit Thierry die paar Groschen, die in seiner Hosentasche steckten, in die Schublade des Büffets fallen ließ. Dies passierte immer dann, wenn Joseph woanders hinschaute.

Doch manchmal ließ sich Thierry mehrere Tage lang nicht blicken. Er hatte seinem Vater beim Kahlschlag geholfen, und bei ihrer Rückkehr war die Sonne bereits zu tief gesunken, als dass sie irgendetwas in ihm wachgerufen hätte. Oder aber er wurde von Grübeleien erfasst und überhörte die mahnende Glocke der Kirche, übersah den Schatten der Esche auf den Zinnien. Seine Umnachtung erhellte sich plötzlich durch eine Eingebung: ein spitzes Gesicht, ein zottiger Bart, ein ängstlicher Blick, den seinigen vergeblich suchend, starre Augen, die er sehen konnte und die ihn nicht sahen. Das dreifache Läuten glich in diesem Augenblick einem Fingerzeig, den er erst mit den Ohren, dann mit dem Herzen und schließlich mit den Beinen erfasste. Hastig lief er zur Baustelle. "Trumpf, Übertrumpf, Untertrumpf. Die Kinder des Herrn ... Lieben bedeutet Freude bereiten ... Joseph mag Schinken. Trumpf, Übertrumpf ..."

Es konnte nicht lange ausbleiben, dass der Vater von seinen Unternehmungen erfuhr. Er hatte dem Jungen alle Freiheit gewährt, weil er ihm nicht den Eindruck machte, als würde er sittlich abgleiten. Das Schloss und das Sägewerk waren verfeindet, da er jedoch nur Lobendes über den Direktor des Sägewerks gehört hatte, beschloss er, ihn aufzusuchen. Zu spät begriff er, dass er es mit einem einfachen Dienstleiter zu tun hatte, der nur allzu gern die Gelegenheit ergriff, den Schlossherrn mit unverhohlener Genugtuung zu behandeln:

"Joseph versetzen? Ihn zu einer anderen Einheit verlegen? Monsieur, wo denken Sie hin? Trauern Sie noch immer dem Feudalismus nach? ("Warum sagt er nicht Feudalherrschaft, wie jeder andere auch?") Aber Sie haben mich nicht kalt erwischt, Monsieur, ich weiß Bescheid. Joseph, der Inbegriff eines anständigen Menschen. Ein geistig Zurückgebliebener, das ist schlimm! Der Aufseher hat mir von ihm gesprochen. Er wacht wie ein Vater über die sittliche Würde unserer Arbeiter. Er glaubt, dass der unglückselige junge Mann bisher keine soziale Gefahr darstellt. Doch die Zukunft, Monsieur! Die Zukunft! Wir ermutigen sie nicht, die Untätigen, die unsere Jugend zu korrumpieren und für immer zu pervertieren drohen. Die Sitten, Monsieur, die Sitten! ... "

Der Vater war vollkommen verwirrt. Er warf Joseph vor, sich zu freigebig des Wilds, des Weins und sogar des Geldes zu bedienen, und es passte ihm gar nicht, dass sein Sohn, statt die Gärtnereien zu bewachen, mit den Sägewerksarbeitern Karten spielte. Doch was hatte all dies mit sittlicher Würde zu tun? Eine anstößige Bemerkung öffnete ihm die Augen. Der Zorn diktierte ihm eine prompte Erwiderung:

"Ich werde wegen Verleumdung Beschwerde einreichen."

Und er machte auf dem Absatz kehrt, während ihm der andere, plötzlich ernüchert, nachlief.

"Verstehen sie mich richtig, Monsieur ... Ich wollte nicht sagen ... Ich habe nur von Gefahr gesprochen."

Gefahr, Gefahr. Der Pfarrer und der Doktor wurden aufs Schloss bestellt.

"Ach, ich weiß, Monsieur, welch' Kreuz Sie tragen!"

"Geistige Zurückgebliebenheit, ja, aber nur partiell. Instabilität, würde unsereiner sagen."

"Ich kann Ihnen, ohne das Beichtgeheimnis zu verletzen, versichern, dass ..."

"Eine überwachte Freiheit, ja, das ist normalerweise die bestmögliche Lösung ..."

"Das arme Kind, seien Sie versichert ..."

"Es gibt spezielle Einrichtungen. Vielleicht wäre es sinnvoll, nur zur Sicherung der Diagnose ..."

"Nur zur Sicherung der Diagnose", gab der Vater an seine Söhne weiter. "Zur Sicherung der Diagnose", flüsterten sie den Schwägerinnen zu.

"Thierry, bleib heute Morgen hier. Der Doktor macht einen Spaziergang mit dir. Sein Wagen ist in Reparatur. Ihr nehmt den Zug."

Thierry hatte nichts gegen den Zug einzuwenden, schon allein deshalb, weil der Locher des Schaffners eine eigenartige Faszination auf ihn ausübte. Der Mann – in der Absicht, seine Freude noch zu erhöhen – entwertete bei jedem Kontrollgang seine Fahrkarte, die seine zur Schale geformte Hand festhielt. Mit einem Mal fand der Junge Vergnügen daran, die vorbeisausende Landschaft zu betrachten, die er bisher immer nur von unten und mit sorgfältiger Akribie beobachtet hatte. Dann zog vor seinem Auge eine Gegend vorbei, die er nicht so gut kannte, und eine weitere, die ihm nahezu ganz fremd war. Er schwieg, weil er nichts mehr zu sagen hatte und weil der Arzt viel redete. Der Zug rollte. "Trumpf, Übertrumpf, Untertrumpf, Trumpf, Ratatrumpf." Ein Kind, das sich soeben auf dem Gang übergeben hatte, setzte sich auf die gegenüberliegende Bank. Es hatte platt anliegende Haare, ein schmutziges Gesicht, einen engen, eindringlichen Blick. Unwillkürlich stieg die Erinnerung an bewegliche Pupillen in Thierry auf, die ihn betrachteten, ohne ihn zu sehen, und in diesem Augenblick verschwand das ganze Abteil im Nichts. Der Zug kam zum Stehen.

Thierry verhielt sich von nun an wie ein verängstigtes Tier. Er blieb bewegungslos sitzen, den Kopf gesenkt, während der Doktor betont ausgelassene Worte sprach, die an ihm vorbeirauschten. Als der Zug erneut Fahrt aufnahm, fing er laut an zu zählen: "Untertrumpf, Trumpf, Ratatrumpf" ("Er ist noch dümmer, als ich dachte"), erhob sich langsam, öffnete die Tür, machte einen Bogen um das Erbrochene und sprang auf den Bahnsteig. Es gab in dem Wagen keine Alarmglocke.

Er verließ die Ortschaft mit dem ihm eigenen schnellen und weit ausholenden Schritt. Ringsum Gärten mit schönen Dahlien, eine mit Vogelbeeren gesäumte Allee, eine mit Ulmen gesäumte Straße. Er lief wie ein Windhund. "Die Kinder Gottes. Friede im Herrn. Trumpf, Ratatrumpf. Kinder Gottes." Als die Sonne unterging, kaufte er sich ein Brot in einem kleinen Laden und aß im Gehen. Er war jetzt in einer Gegend, in der ihm jeder noch so kleine Stein vertraut war. Über Abkürzungen gelangte er nach Hause,

noch bevor der Himmel sich im Osten grau färbte. Nur im Zimmer seines Vaters brannte noch Licht, ansonsten lag das Haus im Dunkeln.

Von außen war es verschlossen. Aber er wusste, wie man das Kellerfenster zu öffnen hatte, das von den spät heimkehrenden Dienstboten genutzt wurde, um ins Untergeschoss zu gelangen. In der Speisekammer fand er kaltes Fleisch vor, das er mit seinem Taschenmesser filetierte und noch im Stehen hinunterschlang, weil er zu hungrig war, um im Küchensaal nach einem Stück Brot zu suchen. Tastenden Schrittes bewegte er sich in Richtung des Saales, nahm, was er vorfand, stieg geräuschlos die Treppe zu seinem Zimmer hinauf und schlief sofort ein.

Als er wieder aufwachte, ging die Sonne bereits unter, und sein erster Gedanke galt der Hündin, die nicht vor dem Bett lag, obwohl sie dort hätte liegen sollen. Sie war wohl in den Stall verlegt worden, zusammen mit ihren Jungen, die zunehmend Platz beanspruchten. Um in den Stall zu gelangen, hätte er um das Haus herumgehen müssen, wozu er keine Lust verspürte. Von den offenen Fenstern drangen helle Stimmen herauf, die jungen Frauen gehörten. Es war Sonntag. Er nahm sich viel Zeit für die Morgentoilette, ließ sich an den Sprossachsen hinuntergleiten, genoss das Gefühl, wieder erdenen Boden unter den Sohlen zu haben, und verschwand im Wald. Noch nie hatte er ein so starkes Glücksgefühl empfunden. "Trumpf, Übertrumpf, Untertrumpf. Friede den Kindern des Herrn. Wie wird sich Joseph freuen, mich wiederzusehen. Die Glocken läuten, er ist nicht ins Sägewerk gegangen. Bei seiner Frau bekomme ich Speck. Schade, dass ich nicht eine oder zwei Weinflaschen bei mir habe. Trumpf, Übertrumpf. Hätte ich ein Gewehr dabei, würde ich einen Hasen töten. Sterben ist nichts Schlimmes. Im Herrn entschlafen. Die Köchin sagt, ich würde zu viel von dem Wein nehmen. Da ist ein Fasan." Er blieb stehen; beinahe hätte er vergessen, wo er hinwollte. Doch das Gesicht tauchte wieder in den Blättern auf und rief ihn weiter.

Als er das Haus erreichte, lag es vollkommen im Dunkeln. Von der Straße her konnte man Dorfstimmen und lautes Lachen vernehmen. Es war der Postbote, der vor dem Schlafengehen einen letzten Witz loswerden wollte.

Thierry war so enttäuscht, dass er plötzlich die Erschöpfung und den Hunger spürte. Er hatte nicht mehr die Kraft, durch den Wald zurückzulaufen und womöglich auf Menschen zu stoßen, denen er seit dem Vortag zu entkommen suchte. Nicht einen Augenblick dachte er daran, dass in der gesamten Gegend nach ihm gesucht wurde, aber er spürte undeutlich, dass sein Vater allen Grund hatte, verärgert zu sein. "Ich schlafe hier. In der Werkstatt liegt Stroh." Er glitt unter den Zaun; ein aufgeschrecktes Huhn brach in ein lautes Gackern aus. Tastend suchte er in der Schwärze der Nacht nach dem Riegel einer Tür, ohne auch nur zu merken, dass sich ein Fenster im oberen Stock öffnete. "Wer ist da?" Für eine Antwort blieb ihm keine Zeit. Der Schuss löste sich und verhallte. Thierry hatte den Eindruck, dass seine Schulter unsanft niedergedrückt worden war.

Die Küche war alsbald von Licht und lauten Stimmen erfüllt, unter denen die des Postboten hervorstach. "Ihr Jackett, Monsieur, hat mehr gelitten als Ihr Arm, Gott sei's gedankt. Sie haben allen Grund, sich glücklich zu schätzen. Und Joseph erst! Beim nächsten Mal wird er nicht mehr den Helden spielen wollen. Sie müssen ihm verzeihen, Monsieur! Was wollen Sie? Wenn man eine so hübsche Frau hat! ..."

Schon zeichnete sich ab, dass die redseligen Lippen des Postboten der Geschichte eine annehmbare, beruhigende, löbliche Gestalt verleihen würden. Joseph verstand sofort, dass es nur in seinem Interesse sein konnte, als Beschützer seiner Frau und nicht als Wächter seines Hühnerstalls aufzutreten. "Ich werde Ihren Vater anrufen, um ihn zu benachrichtigen", sagte der Postbote in einem

Tonfall, der sich anhörte, als gelte es, am Sonntagabend einen Sieg der Fußballmannschaft zu verkünden. Thierry hörte nicht hin. Der Lärm verursachte ihm Schmerzen. Schlafen. Im Herrn entschlafen. Mit Flüsterstimme sprach Joseph zu ihm: "Kommen Sie nicht mehr hierher, Monsieur, Sie sehen ja, dass ich nur Schwierigkeiten bekomme." Schlafen. Bella, meine Süße, Bella, kleine Schwester. Er horchte auf das von der Straße kommende Geräusch des großen Wagens, der ihn aufnehmen und ihn zu seinem ruhigen Zimmer geleiten würde. Vor der Tür informierte der Postbote den Vater über das Vorgefallene, und der eine dachte vom anderen: "Ein intelligenter Mann."

"Natürlich hätte Joseph nicht schießen dürfen, aber versetzen wir uns mal in seine Lage: Wenn man als Mann seine Ehre verteidigt ..."

"Ich billige das Verhalten meines Sohnes ganz und gar nicht, aber wie sollte es in seinem Alter anders sein?"

"Ich würde sogar so weit gehen zu sagen, dass es ein Zeichen guter Gesundheit, allgemeinen Gleichgewichts, ja von guter Abstammung ist, wenn ich nicht befürchtete, Ihnen zu schmeicheln ..."

"Ihnen gegenüber kann ich es offen zugeben, meine Mutter ist fast an mir verzweifelt ..."

"Wie gut ich mich erinnere! Herzensbrecher wie Sie, Monsieur, vergisst man nicht so leicht ..."

Die Geschichte hatte nun die Programmatik eines Gedichts. Die kleine Frau fügte ihrerseits eine Strophe hinzu:

"Die ganze Situation ist leicht zu verstehen. Mein Mann ist sehr eifersüchtig. Ich kann nichts dafür, es gibt kaum eine seriösere Frau als mich. Aber Monsieur Thierry ist nun mal ein hübsches Bürschchen, und wenn er uns besucht, heißt es in einem fort Monique hier und Monique da ..."

Der Vater, der soeben in eine längst vergessene Rolle zurückgefunden hatte, kniff ihr ins Kinn. "So so! Man kann ihn ja auch verstehen, Ihren Mann, dass er über sein Hab und Gut wacht. Goldenes Gerät gehört weggesperrt." Und Joseph, als hätte Thierry ihn nicht gehört, flüsterte ihm bereits zum zehnten Mal zu: "Kommen Sie nicht mehr, Monsieur, ich bekomme nur Schwierigkeiten."

Im Wagen ließ der erschöpfte Junge den Kopf auf die Lehne fallen. Vor ihm ein aus Bäumen, Büschen und nächtlichen Katzen bestehendes Chaos, das mit rasender Bildrate an ihm vorbeizog. Er suchte nach einer Eingebung, an die er sich hätte halten können, und plötzlich tauchte das Bild des glatten Weihers in ihm auf. Er beugte sich über das Wasser und erkannte das Gesicht mit den eng liegenden Augen, das ihn ein letztes Mal rief, bevor es für immer verstummte. Ein Windstoß ließ das Wasser kräuseln oder war es die Spiegelung an der Windschutzscheibe?

Neben ihm saß sein Vater und pfiff durch die Backen.

"Wie du zur Sache gehst, mein Junge. Man darf es aber auch nicht übertreiben. Du hättest dabei umkommen können. Die Kleine ist gar nicht schlecht, das ist wahr ... Es ist gut, ein starkes Temperament zu haben, aber deshalb braucht man ja nicht gleich zum Schreck aller Ehemänner zu werden."

Er war so glücklich wie an dem Tag, an dem Thierry den Rehbock erlegt hatte. Und Thierry hatte seinerseits das Gefühl, dass ein schwerer Brocken neben ihm lag, der lebendig gewesen war und langsam erkaltete. Sein Arm und sein Kopf bereiteten ihm Schmerzen. Er stöhnte, so wie er früher als Kind gestöhnt hatte.

"Mein armer Kleiner, du hast Schmerzen. Gibt es etwas, das dir Freude bereiten würde?"

Er musste die Frage wiederholen, um das Schweigen zu brechen, das sich bereits über den Jungen legte. "Wer kann schon sagen, was ihm fehlt? Weiß er es denn selbst?" Thierry machte eine gewaltige Anstrengung. "Im Herrn ruhen. Der Tod ist keine Sünde." Und sagte schließlich:

"Essen. Und die Welpen gehören sofort zurück auf mein Zimmer."

Audace, 9, 1955, S. 190-201.